

Multikulturalismus und Integration

Trägerische Toleranz

Seit der Silvesternacht gilt «Köln» als Synonym für das Ende des politischen Multikulturalismus in Deutschland. Das wird auch Zeit, denn gerade diese Ideologie steht der erfolgreichen Integration von Zuwanderern im Wege.

von

Matthias Heitmann

17.2.2016, 05:30 Uhr

41

[Kommentare](#)

Nach Jahrzehnten des Wunschträumens von der multikulturellen Gesellschaft ist bei vielen Menschen die Stimmung gekippt. Die populäre Diagnose lautet: Einwanderer aus dem nordafrikanischen und arabischen Raum sind kaum integrierbar, schon gar nicht in grosser Anzahl. Die kulturelle Erblast des konservativen Islam wiegt zu schwer, als dass sie im Rahmen der üblichen Integrationsbemühungen abgebaut werden könnte.

Kampfbegriff «Kultur»

«Kultur» ist in der Migrationsdebatte

[zum zentralen Kampfbegriff geworden](#)

. Während die einen die Verschiedenartigkeit der Kulturen als Bereicherung feiern, sehen die anderen diese als existenzielle Bedrohung. Was die beiden Pole des Meinungsspektrums eint, sind die Betonung der Prägekraft der Kultur und das Verneinen der menschlichen Fähigkeit, sich ebendieser Kraft zu entziehen. Allein diese Beobachtung deutet an, dass es sinnvoll sein könnte, diese Fixierung auf «Kultur» in der Zuwanderungsdebatte einmal zu hinterfragen. Denn tatsächlich bevölkern die Kontrahenten die zwei Seiten derselben «Kultur-Medaille» – und diese Medaille ist auf der Suche nach konstruktiven Lösungen etwa so viel wert wie Falschgeld.

In Deutschland ist die als links geltende Idee des «Multikulturalismus» tief verwurzelt. Während in anderen Staaten Europas länger und intensiver politische Fragen der Migration und Integration debattiert wurden, setzte sich schon in den frühen 1980er Jahren in Westdeutschland das Zelebrieren kultureller Vielfalt als Alternative zur spannungsgeladenen politischen Auseinandersetzung durch. Durch den kulturellen Austausch sollten Toleranz und Akzeptanz zwischen den Kulturgruppen gefördert werden. Diese Denkweise stand der Vorstellung einer dominanten Nationalkultur ebenso entgegen wie der in den USA populären Vision des «Schmelztiegels», die vom Verschmelzen der Kulturen ausgeht.

In rechtsliberalen und konservativen Kreisen wird der Siegeszug des Multikulturalismus in Deutschland als Ausdruck linker Vorherrschaft kritisiert. Gerne wird als Beweis dafür auf die politischen Karrieren einiger Altachtundsechziger verwiesen. Auf der Ebene der politischen Zielsetzungen ist «Multikulti» jedoch Ausdruck des Niedergangs linker Ideale: An die Stelle einer universalistischen Entwicklungsperspektive ist die defensive Ansicht getreten, man könne über die Betonung der Gleichwertigkeit aller Kulturen die Eindämmung der westlichen Dominanz erreichen. Traditionelle linke Ziele wie die Herausbildung einer neuen fortschrittsorientierten globalen Kultur werden im heutigen Multikulti-Denken als potenziell «eurozentristisch» abgelehnt. Das gleichberechtigte Nebeneinander verschiedener – und auch archaischer und enorm rückschrittlicher – Kulturen gilt als Maximum des Möglichen.

Parallelgesellschaften

Die Gleichstellung aller Kulturen steht der Integration von Migranten in die Aufnahmegesellschaft entgegen. Darauf wies bereits Ende der 1990er Jahre der deutsch-syrische Politologe Bassam Tibi in seinem Buch «Europa ohne Identität? Leitkultur oder Wertebeliebigkeit» hin: Er kritisierte darin die Bereitschaft von Multikulti-Verfechtern, «die fundamentalistische Forderung nach einer Geltung der Scharia für die in Europa lebenden Muslime im Sinne von multikultureller Toleranz» zuzulassen. Tibis Argument ist hochaktuell: Wer der Zulassung der Scharia zustimmt, muss gesellschaftliche Zonen akzeptieren, in denen islamische Gesetze und nicht nationales Recht gelten.

Insofern sind

[die vieldiskutierten «Parallelgesellschaften»](#)

keine unerwünschten Nebenprodukte, sondern Bestandteile einer multikulturellen Gesellschaftsperspektive.

Die Eingruppierung von Menschen entlang kultureller Trennlinien läuft nicht nur der Entwicklung gemeinsamer Visionen zuwider, sondern bestärkt auch die Rückwärtsgeandtheit der entstehenden kollektiven Identitäten – und beeinflusst die Wahrnehmung dieser Gruppen durch die deutsche Bevölkerung: In den 1970er und 1980er Jahren haben wir die Nachbarskinder automatisch in ihren jeweiligen Nationalitäten wahrgenommen (als Türken, Iraner, Pakistaner, Afghanen, Jugoslawen usw.), was jedoch keine grosse Bedeutung hatte. Noch unwichtiger war die Religionszugehörigkeit.

Das ist heute anders: An die Stelle der vielen Nationalitäten sind «Nichtmuslime» und «Muslime» getreten, von denen es heisst, sie seien grundsätzlich eher mit Vorsicht und in jedem Falle getrennt voneinander zu geniessen. Was zunächst als Schritt nach vorn galt, erwies sich als Verschlimmbesserung: Selbst uns Kindern war damals klar, dass es Unterschiede zwischen Türken gibt und dass es sich lohnt, genauer hinzuschauen. In der heutigen Sicht sind Unterschiede zwischen «Muslimen» hingegen eher irrelevant. Hinter der Fassade der kulturellen Sensibilität ist ein neues Gefängnis aus kulturellen Stereotypen entstanden, die den Menschen sogar weniger Raum für Individualität lassen als die alten nationalen Stereotypen.

Dies ist der gefährliche Kern des politischen Multikulturalismus: Er entmündigt das Individuum, da er kulturelle Erblasten zu unüberwindlichen Charaktereigenschaften erklärt. Die so entstehende Gesellschaft bedarf wegen der auseinanderdriftenden Gruppeninteressen eines besonders intensiven Managements von oben. Daher redet die Politik kurzerhand mit jenen Vertretern, die von sich behaupten, grosse Gruppen zu repräsentieren. Es verwundert nicht, dass politische Fragen der Integration zunehmend in religiös besetzten Gremien diskutiert werden. Die deutsche Bundesregierung rief eigens hierfür vor zehn Jahren die sogenannte «Islam-Konferenz» ins Leben. Sie ist ein bedrückendes Beispiel dafür, wie sehr die Idee des Kulturrelativismus insbesondere jenen Kräften nutzt, die mit Toleranz und Offenheit am wenigsten zu tun haben.

Tabuwort «Leitkultur»

Die heute sichtbarste Folge des politischen Multikulturalismus besteht darin, dass die Unfähigkeit der Gesellschaft, Migranten zu integrieren, weiter zementiert wird. Das Behaupten von Wertvorstellungen durch die Aufnahmegesellschaft gilt im Multikulti-Denken quasi automatisch als «rassistisch». Dies führt dazu, dass nicht selten «die Fremden» dafür verantwortlich gemacht werden, dass man sich «fremd im eigenen Land» fühlt. Die so entstehende Kultur des (Ver-)Schweigens, der Entfremdung und der empfundenen Verschleierung der Wirklichkeit verschärft die Aufspaltung der Gesellschaft. Es erscheint zunehmend als unrealistisch, über diese Grenzen hinweg miteinander reden, geschweige denn miteinander leben zu können.

Dabei wäre es gerade heute zwingend notwendig, offen und kontrovers über eine «Leitkultur» zu reden, die ja durchaus aufgeklärte und [sinnvolle Leitplanken für eine gelungene Integration](#) definieren könnte. Doch alle Versuche, diese Diskussion zu führen, scheitern seit Jahren an der linken Verteufelung des Begriffes und an der rechten Unfähigkeit, Standards zu definieren, ohne dabei in ausgrenzende Reflexe zurückzufallen. Die Idee einer progressiven, offenen und integrationsbereiten Leitkultur, wie man sie auch heute noch in grossen Metropolen wie New York, London oder Paris erspüren kann, hat in Deutschland keine Tradition.

Stattdessen arbeiten die Verfechter der Multikultur wie auch die Anhänger der Monokultur daran, Menschen entlang ihres vermeintlichen «kulturellen Erbes» einzusortieren und zu kasernieren. Es wird Zeit, diese Dominanz der so missverstandenen Kultur zu durchbrechen. Nicht nur Menschen können sich verändern, auch Kulturen sind ständig in Bewegung; sie sind keine

steinernen Gefängniszellen, aus denen man sich nicht befreien könnte. Was den Gesellschaften Europas fehlt, sind attraktive und einende Zukunftsperspektiven, für die es sich lohnt, sich aus der Vergangenheit zu befreien. Um diese Perspektiven zu entwickeln, brauchen wir einen fundierten und zugleich offenen und mutigen Wettstreit um Ideen und gesellschaftliche Visionen.

Matthias Heitmann ist freier Publizist und Autor des Buches «Zeitgeisterjagd. Auf Safari durch das Dickicht des modernen politischen Denkens» (TvR-Medienverlag). Seine Website findet sich unter www.zeitgeisterjagd.de.

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.